

**SPIEGEL
Bestseller**

**ANNE
STERN**

FRÄULEIN GOLD

Scheunenkinder

ROMAN

rowohlt
POLARIS



Anne Stern

**Fräulein Gold:
Scheunenkinder**

Roman

Über dieses Buch

Das Kind der Hoffnung

1923: Die Berliner Hebamme Hulda Gold wird zu einer Geburt ins Scheunenviertel nach Mitte gerufen. Obwohl die jüdische Familie dort nach ihren ganz eigenen, strengen Regeln lebt, gewinnt Hulda das Vertrauen der jungen Mutter. Und als das Neugeborene nach wenigen Tagen verschwindet, wird sie unvermittelt in die rätselhafte Suche nach ihm verstrickt. Denn wie kann ein Kind in dieser engen Gemeinschaft einfach so verlorengelassen werden? Je hartnäckiger Hulda den Spuren folgt, desto stärker stößt sie auf Widerstand, denn die Bewohner des Viertels haben ihre gut gehüteten Geheimnisse.

Bald zeigt sich, dass die Berliner Polizei zur gleichen Zeit nach Kinderhändlern fahndet, und Hulda ahnt einen Zusammenhang. Kann Kommissar Karl North ihr helfen, das Neugeborene zu finden? Doch als sich der Juden Hass in einem Pogrom im Scheunenviertel entlädt, gerät Hulda selbst in höchste Gefahr.

Vita

Anne Stern wurde in Berlin geboren, wo sie auch heute mit ihrer Familie lebt. Nach dem Studium der Geschichte und Germanistik promovierte sie in deutscher Literaturwissenschaft und arbeitete als Lehrerin und in der Lehrerbildung. Sie hat als Selfpublisherin bereits erfolgreich historische Saga-Stoffe veröffentlicht. Nach dem erfolgreichen Auftakt «Schatten und Licht» folgt hier der zweite Band der farbenprächtigen Saga um Hebamme Hulda Gold, die im Berlin der 1920er Jahre in rätselhafte Fälle verstrickt wird.

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, November 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte © Peter Palm

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt, jede Verwertung bedarf der Genehmigung des Verlages.

Covergestaltung bürosüd, München

Coverabbildung Richard Jenkins

Schrift Droid Serif Copyright © 2007 by Google Corporation

Schrift Open Sans Copyright © by Steve Matteson, Ascender Corp

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-644-00780-2

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Printausgabe.

«Ich liebe Berlin mit einer Angst in den Knien und weiß nicht, was morgen essen, aber es ist mir egal – ich sitze bei *Josty* am Potsdamer Platz, und es sind Säulen von Marmor und Weite. (...) Ich bin immer gegangen am Leipziger Platz und Potsdamer. Aus Kinos kommt eine Musik (...), und alles singt.»

Irmgard Keun: *Das kunstseidene Mädchen*, 1932

PROLOG

Donnerstag, 13. Februar 1902

Atemlos lief Ruth durch die dunkle Gasse, der Schnee schluckte die Schritte ihrer Stiefel. Sie sah sich erschrocken um, als das Jaulen eines Hundes, langgezogen wie das eines Wolfes, über die niedrigen Dächer des Shtetls hinweghallte. Sie keuchte, ihr Herz schlug vorwurfsvoll gegen die Brust. Dann rannte sie weiter. Sie versuchte, ihre Tritte so leicht zu machen, kaum, dass die Stiefelsohlen den Boden berührten. Doch es war schwer, so rasch zu laufen, fast zu fliegen, und nicht dabei auszurutschen.

Alle Fenster waren dunkel, die Bewohner des Judenviertels in der kleinen galizischen Stadt schliefen. Hie und da klappte ein Fensterladen im Wind, muhten die Kühe in den Ställen hinter den geduckten Häusern im Traum.

Wenn jetzt nur niemand herauskäme, um seine Notdurft an einer der Hausecken zu verrichten!

Ruth hastete weiter, bog aus der Schuhmachergasse in die Bäcker-gasse ein, wo ihre Familie lebte. Sie kannte jeden Stein hier, jede Regenrinne, jede Dachschindel. Doch im Mondlicht

leuchtete das Schtetl fremd und wie verzaubert. Von einem guten oder bösen Spruch? Sie wusste es nicht zu sagen. Sie wusste nur, dass das, was sie getan hatte, sie zu einer Aussätzigen machte, einer Unberührbaren, die von ihren Eltern verstoßen, ihrem Verlobten verbannt werden würde, schneller noch, als sie das *Schma Israel* aufsagen könnte. Doch weshalb fühlte sie sich dann trotzdem so lebendig, so glücklich bis in die letzte Faser ihres Körpers? Ein Schauer glitt über ihre Haut, als sie das Kopftuch um die dichten Locken enger zog und an *ihn* dachte, an seine Hände, sein Lachen, seinen Geruch nach Leder und Leim. Manche riefen den jungen Schuster *Herzbube*, wegen eines Muttermals. Der Name passte zu seinem Wesen, fand Ruth. Er war wunderbar, schien ihr so schön und gut wie ein Engel. Doch er war kein Jude. Und das Verbotene, das sie nun schon zum dritten Mal im finstersten Winkel seiner Werkstatt getan hatten, mitten in der Nacht und nur mit dem fallenden Schnee vor den kleinen Fenstern des Raumes als Zeuge, das war nicht richtig. Ruth war Avraham Rothmann versprochen und würde in wenigen Wochen, noch vor dem Pessachfest, mit ihm unter der Chuppa stehen. Ihr Vater hatte alle Bekannten und Verwandten eingeladen, denn auch wenn die Geschäfte schlecht liefen, so ließ man sich doch nicht lumpen, wenn die einzige Tochter des Hauses heiratete. Ruth würde den Bäckergehilfen ihres Vaters heiraten, der fleißig war und kräftig, der anpackte und das Geschäft weiterführen würde, wenn ihr Vater es einmal nicht mehr konnte. Der Laden würde an diesem Tag ihrer Hochzeit besonders kräftig duften,

nach Hefezopf und Mohngebäck und nach *Kugl*, einem süßen Auflauf aus Nudelteig. Die Mutter würde weinen. Und sie, Ruth, würde die Zähne zusammenbeißen und lächeln, voller Freude, die einer Braut gut anstand. Doch bis dahin, dachte sie und schlingerte auf ihr Elternhaus zu, folgte den weißen Wolken, die der Atem vor ihr hertrieb, bis dahin konnte sie nicht aufhören, das Schlechte zu tun. Das Schlechte, das sich so richtig anfühlte.

Am hellen Tag, wenn sie mit der Mutter und den kleinen Brüdern in der engen Stube saß oder den Hof fegte, schienen ihr die Nächte fern und unwirklich. Als sei das nicht sie, Ruth, gewesen, die zu dem fremden Mann in die Schusterwerkstatt gelaufen war, sondern eine andere, verwegene Frau, die nicht so straff geflochtene Zöpfe trug, in die sie ihre wilden Locken einschnürte. Eine Frau, die der Liebe wegen alles aufs Spiel setzte. Doch wenn die Dämmerung über das Shtetl sank, dann zog es so in ihrem Leib unter dem Brusttuch, als hätte der Schuster einen seidenen Faden an ihr Herz geknüpft und zöge daran, jeden Abend. Dann wartete sie, bis die Eltern nebenan schliefen, lauschte gespannt auf die ruhiger, flacher werdenden Atemzüge ihrer Brüder in der Schlafkammer und kletterte endlich aus der Luke auf die eiskalte Straße. Sie wusste, es war reine Verrücktheit, denn was, wenn diese Nächte mit ihm in der Werkstatt Folgen hätten? Wie sagte die alte Zofia immer, die ihnen montags beim Reinemachen in der Bäckerei zur Hand ging? Dass die Liebe Wahnsinn sei und einen rasend machen könne, wenn man sich nicht vor ihr hüte.

Nun, dachte Ruth und unterdrückte ein Jauchzen, als sie mit Hilfe eines Bindfadens, den sie zuvor hinausgefädelt hatte, die Luke aufzog und geschickt wie ein Aal ins Zimmer zurückglitt – sie war rein gar nicht auf der Hut. Und war doch niemals zuvor so glücklich gewesen in ihrem kleinen Leben.

1.

Sonntag, 21. Oktober 1923

«**F**räulein Hulda!», rief Bert, der Zeitungsverkäufer vom Winterfeldtplatz, und winkte aufgeregt mit den Armen. Wie immer trug er ausgesuchte Kleidung, einen Flanellanzug mit passendem *Bowler Hat* und, da es um diese Zeit im Jahr in seinem ungeheizten Pavillon schon frisch wurde, einen schwarzen Samtmantel über der Jacke. Am Hals leuchtete die dunkelrote Seidenfliege, die anzeigte, dass heute Sonntag war.

Er wirkte, dachte Hulda und schmunzelte, als wäre er zu einem Galadiner eingeladen anstatt bei Wind und Wetter Zeitungen auf dem Platz zu verkaufen. Allerdings sah sie im Näherkommen die schäbigen Stellen auf dem weichen Stoff, die abgewetzten Ärmel des alten Mantels. Auch vor Bert machte die Krise nun einmal nicht halt. Die Not, die eigentlich bereits seit dem Beginn des Krieges anhielt, selbst wenn der längst zu Ende war, betraf auch ihn.

«Was macht die Kunst?», fragte sie, als sie bei ihm angelangt war. Die schwere Ledertasche stellte sie auf den Boden. Sie arbeitete als Hebamme im Viertel und trug ständig eine halbe

Arztpraxis mit sich herum, so kam es ihr vor. Lauter Mittelchen, Tinkturen, das Hörrohr, Kompressen und Leibbinden. Auch am Sonntag, wenn andere Leute frei hatten, lief sie umher und kümmerte sich um die Wöchnerinnen, denn Neugeborene hielten sich nicht an den Kalender, und der Feierabend einer Hebamme war dem neuen Leben, das sich Bahn brach, herzlich egal. Sie rieb sich die Finger, wo der Ledergriff ihr in die Haut geschnitten hatte.

Bert kam extra aus seiner Bude heraus, verbeugte sich und küsste ihr die Hand, als wäre sie seine Balkkönigin.

«Hier geht es zu wie im Tollhaus», sagte er und strich sich über den gepflegten Moustache. «Diese Zeiten sind völlig verrückt. Es gibt schon wieder neue Geldscheine, ist das zu glauben? Also ...» Er kramte in seiner Manteltasche und hielt ihr eine Banknote hin. «Eigentlich ist es ein alter Schein. Aber der Aufdruck ist brandneu.»

Hulda nahm ihm das Geld ab und betrachtete es ungläubig. Ursprünglich war die Aufschrift *1000 Mark* darauf gedruckt, doch nun stand in dicker roter Schrift *10 Milliarden* darüber. Sie schnaubte, es sah absurd aus. Wie das Spielgeld eines verrückt gewordenen phantastischen Landes. Doch es war deutsches Geld, wirklich und zahlungskräftig, jedenfalls in Maßen.

Denn während noch vor wenigen Monaten niemand im Land eine solche Summe in seiner Tasche herumgetragen hätte, bekam man heute dafür gerade einmal die notwendigsten Lebensmittel.

«Ein Kunde von mir arbeitet in der Geldauslieferungsstelle in der Reichsbank», sagte Bert und schüttelte den Kopf. «Er sagt, dass sie dort das Papiergeld turmhoch auf den Tischen stapeln. Die Kuriere bringen es in Lastwagen fort. Bald ist es billiger, mit den Scheinen seine Wohnung zu tapezieren oder den Ofen anzuheizen, als etwas dafür zu kaufen.»

«Warum macht die Politik denn nichts?», fragte Hulda und runzelte die Stirn. «Wie lange soll das so weitergehen?»

«Die Politiker verbringen ihre Zeit damit, über die Lösungsmöglichkeiten zu streiten», sagte Bert. «Stresemann hat immerhin diesen unseligen Ruhrstreik beendet. Aber jetzt muss dringend eine Stabilisierung des Geldes her, sonst geht hier alles vor die Hunde.»

«Ich verstehe das nicht», sagte Hulda und fühlte sich kleinlaut, wie meistens, wenn es um die Hyperinflation ging, deren Logik ihr verschlossen blieb. Politik war ihr schon immer ein Buch mit sieben Siegeln gewesen, ebenso die Welt der Zahlen. Doch in diesen Zeiten war es unmöglich, der Politik auszuweichen, sie durchtränkte das Leben der kleinen wie großen Leute, ob sie es wollten oder nicht.

«Wie hat es nur so weit kommen können?», fragte sie und überflog die Schlagzeilen in Berts Auslage. Die Blätter flatterten auf Metallbügeln im Herbstwind.

«Das Geld ist wie ein Lebewesen, das uns durch die Finger schlüpft», sagte Bert. «Es lebt nach seinen eigenen Gesetzen, und wir Menschen haben diese gründlich missachtet. Der Wert

der Mark ist dermaßen im Keller, dass er bald auf den Erdkern treffen dürfte.»

«Ich dachte, Stresemann würde jetzt einen Riegel vorschieben?» Irgendwo hatte Hulda davon gelesen und war beinahe stolz auf diesen kleinen Brocken Wissen, den sie in den Ring werfen konnte.

«Er ist unsere letzte Hoffnung», sagte Bert, und Hulda sah, dass seine Augen sorgenvoll und düster blickten, was nicht zu seinem freundlichen Gemüt zu passen schien. «Er muss das Ruder jetzt endlich herumreißen und dafür sorgen, dass das Land nicht wie unter einem gewaltigen Erdrutsch versinkt. Sonst weiß ich nicht, was mit uns allen geschehen wird.»

Hulda fühlte sich unbehaglich. Sie bemühte sich zumeist, das alles von sich fernzuhalten. Ihr Leben war ohnehin schon angefüllt mit den Sorgen um ihre Wöchnerinnen, mit zu viel Arbeit und Müdigkeit und Geldmangel. Und dann war da noch Karl, der geheimnisvolle Kommissar, mit dem sie im vergangenen Jahr eine Verbindung eingegangen war, die schwankte wie ein Schilfrohr im Wind. Ganz schlau wurde sie immer noch nicht aus ihm, und seine Launen wechselten wie das Berliner Wetter im April. Sie dachte an seine hellen Augen hinter den Brillengläsern mit dem Sprung, die er aus Nachlässigkeit nie ersetzte, und musste lächeln. Dann fühlte sie, wie Berts Blick auf ihr ruhte, und lief rot an.

«Eine Billion Mark für Ihre Gedanken», sagte er und lachte sein hintergründiges leises Lachen, das sie so mochte und von dem sie gleichzeitig fürchtete, dass es mal wieder auf ihre

Kosten ging. Sie kannten sich, seit Hulda ein kleines Mädchen gewesen war, und nie gelang es ihr, das Kind in sich abzuschütteln, wenn sie sich mit ihm unterhielt. Als könnte sie seiner spöttischen Fürsorge niemals entgehen, selbst wenn sie hundert Jahre alt würde.

«Verzeihung, Bert. Was sagten Sie gerade?»

«Nichts weiter, als dass ich für unser schönes Land Chaos und Anarchie erwarte, unzählige Tote und einen Kampf auf Leben und Tod.»

Hulda sah ihn prüfend an. War das ein Witz oder sein Ernst? Offenbar beides gleichzeitig, dachte sie alarmiert.

«Fräulein Hulda», sagte Bert freundlich und legte ihr eine Hand auf den Arm. «Ich wollte Sie nicht erschrecken. Irgendwie wird es schon weitergehen. Das muss es ja schließlich, oder?»

Sie nickte, wenig überzeugt, und sah über den Platz hinüber, wo aus der Matthiaskirche die Sonntagsgemeinde tröpfelte. Einen Moment stutzte sie, war nicht sicher, ob sie richtig sah. Dann erkannte sie den Pfarrer in der schwarzen Soutane. Er hatte einen riesigen Wäschekorb neben sich gestellt, in den seine Schäfchen beim Hinausgehen massenweise Geldscheine warfen, als wären sie welkes Laub.

«Pfarrer von Galen sammelt die Kollekte ein», sagte Bert und blinzelte in die spärliche Oktobersonne, die sich sogleich wieder hinter grauen Wolken verbarg. «Der Klingelbeutel hat ausgedient. Und am nächsten Sonntag, wer weiß, braucht er vielleicht eine Badewanne oder gleich einen Lastwagen.»

Hulda kicherte, das Bild war zu verrückt. Doch das Lachen blieb ihr gleich darauf im Halse stecken, als sie das Paar erkannte, das nun aus der Kirche trat. Ein kräftiger Mann im braunen Anzug, der seine Schiebermütze in der Hand trug und an seinem Arm eine zierliche Blondine führte.

«Ach, der Herr Winter junior», sagte Bert, in dessen Stimme schon wieder dieses kleine Lachen schwang. «Und die entzückende Helene.»

«Das schönste Paar am Platz», erwiderte Hulda spöttisch und wandte sich scheinbar uninteressiert ab.

Doch Bert konnte sie nichts vormachen. «Blutet das Herz etwa immer noch?», fragte er mit hochgezogenen Brauen.

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, ein überzeugtes Gesicht aufzusetzen. «Vorbei ist vorbei.»

«Sie wiederholen sich, Fräulein», sagte Bert. «Und wer sich wiederholt, lügt, wissen Sie das denn nicht?»

«Himmel, was wollen Sie eigentlich von mir?», fragte Hulda aufgebracht. «Sie wissen doch, dass diese Geschichte mit Felix einen solchen Bart hat.» Sie zeigte mit einer Geste, wie lang der Bart war. «Außerdem bin ich ebenfalls längst vergeben.»

«Der schöne Kommissar, ich weiß schon. Wann wird er mir eigentlich offiziell vorgestellt?»

«Sie kennen ihn doch», sagte Hulda und hörte selbst, wie trotzig ihre Stimme klang.

«Aber bei dieser einen Zufallsbegegnung vor über einem Jahr, als meine Wenigkeit ihm den Weg zu Ihnen gewiesen hat, ist es geblieben.» Bert strich ein nicht vorhandenes Staubkorn

von seinem Ärmel. «Seitdem hat man ihn hier äußerst selten zu Gesicht bekommen. Finden Sie nicht, dass ich als Ihr guter alter Freund es verdient habe, den Mann Ihres Herzens besser kennenzulernen? Es sei denn ...» Er brach ab und sah sie mit bedeutungsvollem Schweigen an.

«Was?», fragte Hulda ungeduldig und wusste doch schon, dass sie es nicht hören wollte.

«Es sei denn, Sie beide sind sich gar nicht sicher, wie es um Ihre Herzen wirklich bestellt ist.»

«Papperlapapp», sagte sie ärgerlich und winkte ab. «Sie sind eine ebenso schlimme Klatschtante wie meine Wirtin.»

«Ah, Frau Wunderlich.» In seine Augen trat ein träumerischer Ausdruck. «Sie ist eben eine Dame mit dem richtigen Gespür für die Dinge.»

«Mit Verlaub, Bert, aber ich pfeife auf Frau Wunderlichs Gespür. Und auf Ihres ebenfalls.»

Mit diesen Worten griff Hulda nach ihrer Tasche, wandte sich ab und stapfte an Berts Kiosk vorbei. Doch schon im nächsten Moment bereute sie ihren rüden Abgang, denn sie wäre beinahe mit Felix Winter zusammengestoßen, mit dem sie vor vielen Jahren verlobt gewesen war und der soeben mit seiner frisch Angetrauten den Platz überquert hatte.

«Guten Tag, Hulda», sagte Felix und schaute sie aus braunen Augen treuherzig an. Doch hinter dem warmen Blick meinte Hulda, eine Spur Nervosität zu entdecken. «Geht es dir gut?»

«Ja, danke», sagte sie und sah unbehaglich zu Helene hinüber, die ein paar Schritte entfernt an ihrem rosafarbenen

Seidenkleid herumzupfte und dann den feinen Wollmantel enger um sich zog. Sie betrachtete angelegentlich die Astern in den Kübeln des Blumenstands, dessen Besitzerin neben Berts Pavillon auf die Sonntagsspaziergänger wartete, die ein Gelegenheitsgeschenk oder ein Gesteck für den Friedhof kaufen wollten. Die Not, die viele Berliner fest im Griff hielt, hatte um Helene offenbar einen Bogen gemacht.

«Und dir?»

«Ich kann nicht klagen», sagte Felix so steif, dass Hulda fröstelte. «Das Café brummt. Alle sind gesund und munter.» Er trat von einem Bein aufs andere. «Wir müssen weiter, meine Frau Mama erwartet uns.»

«Falscher Hase mit Salzkartoffeln?», fragte Hulda und lächelte. Sie erinnerte sich nur zu gut an die wunderbaren Kochkünste von Wilhelmine Winter. Es war, wie Hulda fand, die einzige Qualität von Felix' Mutter, die sich ansonsten hauptsächlich durch Zanksucht und Engstirnigkeit auszeichnete.

Felix erwiderte ihr Lächeln und sah für einen Moment verschmitzt und fröhlich aus, so, wie sie ihn kannte. «Du hast stets zweimal Nachschlag verlangt», sagte er. «Ein Vielfraß warst du immer.»

«Das sagt der Richtige», erwiderte Hulda und lachte. Dann bemerkte sie das säuerliche Gesicht von Helene, die nun zu Felix trat und ihre milchweiße Hand mit den perfekt geschliffenen Fingernägeln auf seinen Jackettärmel legte.

«Wir sollten, mein lieber Felix», sagte sie, ohne Hulda eines Blickes zu würdigen. Ihre Stimme klang nasal und geziert und war Hulda sofort zuwider. «Du weißt», fügte Helene mit einem koketten Augenaufschlag hinzu, «in meinem Zustand ist das lange Stehen nicht gut.»

Hulda öffnete den Mund und schloss ihn wieder. Dabei kam sie sich vor wie eine Forelle an Land. Sie starrte Felix an, dem es unangenehm schien, dass Helene die Neuigkeit einfach zwischen Tür und Angel ausgeplaudert hatte.

«Dann sollte ich euch wohl gratulieren», sagte sie und bemühte sich, gleichmäßig zu atmen und das Stechen in ihrem Leib zu ignorieren, das sich dort ausbreitete.

«Verbindlichsten Dank», sagte Helene und sah Hulda zum ersten Mal direkt an. Sie nickte gnädig. Ihre hellblauen Augen waren wie die einer Puppe, riesig und rund und ohne Ausdruck. Oder doch nicht, denn jetzt schien etwas ganz leise darin aufzuschimmern, das Hulda schlucken ließ: Triumph.

Dann wanderten Helenes Augen zum Titelblatt der *Vossischen Zeitung* am Haken von Berts Kiosk, auf der eine Fotografie Stresemanns zu sehen war. Der runde Kopf mit dem spärlichen Haar war leicht wiederzuerkennen. Um die Lippen der jungen Frau erschien ein säuerlicher Zug.

«Dieser Diktator mit seiner Clique, den Judenfreunden. Was für eine Schande er mit der Aufgabe des Ruhrgebiets über unser Land gebracht hat!» Sie wandte sich an Felix. «Vati regt sich schrecklich auf. Bitte, wenn wir meine Eltern am kommenden Wochenende besuchen, erwähne um Himmels

willen nicht seinen Namen oder den von diesem Seeckt, diesem Vaterlandsverräter, der sich oberste Heeresleitung schimpft und mit einer Jüdin zu Bette liegt.»

Felix räusperte sich, als wäre ihm unbehaglich. «Wir müssen wirklich weiter», sagte er, nickte Hulda noch einmal zu und zog seine blonde Frau fort.

Hulda sah den beiden nach, wie sie über den Platz weiter Richtung Norden liefen, wo in einer Seitenstraße das Elternhaus der Familie Winter lag.

Bert war aus seinem Kiosk gekommen und hinter sie getreten.

«Donnerwetter!», sagte er, und sie fuhr herum. «Das nenne ich mal Neuigkeiten. Das wäre ja beinahe ein Extrablatt wert, meinen Sie nicht? Vielleicht sollte man die Presse informieren, dann würde ich auch ein bisschen Geld bekommen für die Verbreitung dieser unerhörten Geschichte.» Dann schnalzte er mit der Zunge. «Hoffentlich ist Dummheit nicht erblich», fügte er hinzu. «Das arme Kind kann schließlich nichts dafür, dass seine Mutter aus einer Nazifamilie kommt.»

«Ich an Ihrer Stelle würde die Neuigkeit für mich behalten», sagte Hulda und schüttelte ärgerlich den Kopf. Sie stellte die schwere Tasche wieder auf den Boden. «Felix schien es gar nicht recht zu sein, dass alle Welt auf diese Weise davon erfährt. Besonders weit scheint die Schwangerschaft auch noch nicht gediehen zu sein, schließlich ist Helene noch immer schlank wie ein Weidenzweig.»

Sie fuhr sich mit den Handflächen über ihre eigenen Hüften, die ihr plötzlich breiter vorkamen als sonst. Heute trug sie die Schwestertracht, ein graues Kostüm mit weißer Bluse, in der sie die Frauen besuchte, die sie als Hebamme betreute. Nicht etwa, weil sie sich darin besonders wohlfühlte. Doch den Schwangeren, den Wöchnerinnen und ihren Familien gab eine Uniform ein gutes Gefühl, das Gefühl, in besten Händen zu sein.

Heute allerdings, fiel ihr ein, würde sie das weiße Häubchen auf ihren dunklen kurzen Haaren durch ein Kopftuch ersetzen müssen. Rasch öffnete sie ihre Tasche und nahm ein schlichtes Baumwolltuch heraus. Sie band es sich um den Kopf, schlang die Enden zusammen und prüfte mit geschickten Fingern, ob noch eine vorwitzige Ponysträhne hervorlugte, die sie bändigen musste.

Bert beobachtete ihr Tun, und in seiner Miene erschien ein erstaunter Ausdruck.

«Fräulein Hulda», sagte er, «sind Sie am Ende einem Orden beigetreten?»

«Natürlich nicht», erwiderte sie und strich den dunklen Stoff über ihrer Stirn ein letztes Mal glatt. «Aber ich fahre jetzt mit der Bahn nach Mitte, in die alte Spandauer Vorstadt.»

«Ins Scheunenviertel, wenn ich Ihren Aufzug richtig deute», sagte Bert.

Sie nickte überrascht. «Woher wissen Sie das?»

«Nicht nur das Fräulein hat eine gute Spürnase.» Er lachte. «Wo sonst in Berlin bedecken Frauen noch so sorgfältig ihr Haar, als könnte man ihnen was weggucken?»

Hulda nickte, er hatte recht. Die Mode der großen Stadt erlaubte sich im Gegenteil immer mehr Freiheiten, die Röcke zeigten skandalös viel Bein, und ihre Haare trugen viele moderne junge Frauen offen und frei.

«Ich muss nach einer schwangeren Frau sehen, die in einer orthodoxen Familie lebt.»

«Was verschafft Ihnen denn die Ehre?»

Sie zögerte. «Sie kennen meinen Vater, oder?»

«Natürlich. Ein begabter Maler! Ein Jammer, dass er damals unser schönes Viertel verließ. Ich habe oft mit ihm eine gepflegte Unterhaltung über Kunst geführt und eine Zigarre geraucht.»

«Er lebt heute in Charlottenburg. Dort hat er eine Wohnung mit einem Atelier, deckenhohe Fenster, wie man hört. Ich war noch nie dort.» Sie holte Luft und sprach rasch weiter.

«Jedenfalls hat er über die Akademie der Künste auch Kontakt zu Juden. Zu anderen Juden, meine ich, galizischen Juden.»

«Armen Juden», sagte Bert und blickte wachsam.

Er hatte recht, die Bewohner des Scheunenviertels waren, anders als die jüdischen Bankiers und Rechtsanwälte, die rund um die Reformsynagoge in Charlottenburg lebten, nicht für Bildung und Wohlstand bekannt. Eher für bitterste Armut.

«Und nun sucht einer dieser Galizier eine jüdische Hebamme», fügte Bert noch hinzu. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung.

Hulda zuckte zusammen. Doch dann nickte sie erneut, widerstrebend. «So ist es. Ich hänge meine Herkunft nicht an

die große Glocke, das wissen Sie. Ich bin nicht religiös erzogen worden, kenne kaum die Festtage. Und nach jüdischer Tradition ist man ohnehin nur eine Jüdin, wenn man eine jüdische Mutter hat, was bei mir ja nicht der Fall ist. Doch ab und an gibt es Leute, denen ist eine halbe Jüdin eben lieber als gar keine. Und dann helfe ich gern, schließlich ist das mein Beruf. Eine Geburt bleibt eine Geburt, ob mit Mesusa an der Tür oder unter einem Holzkreuz.»

«Das sehen Ihre neuen Kunden sicher anders», sagte Bert. «Im Scheunenviertel spielt die Religion eine große Rolle. Waren Sie in letzter Zeit einmal da? Es gibt dort Straßen, in denen mehr hebräische als deutsche Schriftzüge an den Geschäften angeschrieben sind. Und mein Bart ist lächerlich im Vergleich zu den Prachtexemplaren, die die Herren dort herumtragen.»

«Ich interessiere mich nicht für Geschäfte oder Bärte», sagte sie, «ich will nur das Kind dort gesund auf die Welt bringen, das ist alles.»

«Aber sagen Sie am Ende nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt. Das Scheunenviertel, mein lieber Schwan, da sind schließlich nicht nur die Juden, sondern noch alle möglichen anderen Leute unterwegs. Zweifelhafte Künstler, Hehler und Huren, so weit das Auge reicht. Da könnten Sie gleich eine Frau auf dem Mond entbinden, so fern ist dieses großartige Tollhaus entfernt von unserem beschaulichen Schöneberg.»

Hulda betrachtete Bert neugierig, dessen Augen trotz seiner Warnung begeistert leuchteten. «Wirklich, so wohlwollend

denken Sie über unser Viertel? Armut, Prostitution, Schieberei ... die gibt es doch hier auch im großen Stil.»

«Das mag sein», sagte er. «Aber im Vergleich zum Scheunenviertel sind die Zuhälter hier Waisenknaben und die Huren saubergeschrubbte Engel. Und doch weiß ich nicht, ob es dort die Hölle oder der Himmel ist. Denn herrliches Essen kann man dort bekommen, die besten Zigarren und eigentlich alles unter der Sonne käuflich erwerben, das man sich in seinen wildesten Träumen wünscht.»

Hulda kicherte. Ihre Neugier wuchs. Sie war tatsächlich nur selten in dem engen Viertel nördlich des Bahnhofs Börse im neubenannten Bezirk Mitte gewesen, kannte die aktuellen Zustände dort nur vom Hörensagen. Es wäre interessant, sich heute selbst ein Bild zu machen. Gleichzeitig spürte sie, dass sie nervös war. Was würde sie in den schmalen Gassen, im Haus der Rothmanns, erwarten?

«Sie machen sich Sorgen», stellte Bert fest.

Verflixt, dachte Hulda, weshalb wusste er immer alles über sie?

«Nun, es scheint bei der Familie ein paar Schwierigkeiten zu geben», sagte sie widerstrebend. «Irgendetwas stimmt da nicht, so viel wurde mir angedeutet. Etwas mit der jungen Mutter. Ich weiß aber nicht, was.»

«Sie werden es herausfinden.»

«Richtig», sagte sie. «Und zwar schon heute.»

2.

Sonntag, 21. Oktober 1923

Die Stadt verschluckte das Licht, würgte es hinunter zwischen die hohen Mauern der rußgeschwärzten Fassaden und ließ es nicht mehr frei. Als Tamar Rothmann das Gesicht hob, um am grauen Himmel wider besseren Wissens nach einem kleinen Schimmer zu suchen, der ihr das Herz leichter werden ließe, wurde sie sogleich enttäuscht. Grauweiß flatterten die Tauben auf, das Schlagen der Flügel hallte von den Häusern wider wie Peitschenhiebe. Es roch nach Kälte, nach Rauch aus den vielen Schornsteinen und nach Unrat, der sich die holprigen Straßenränder entlangzog wie ein ungelenk gestickter Saum.

Tamar blickte sich um. Eine müde Hure stolperte aus einem Souterrain in der Schendelgasse, einem Mauselloch gleich, und lief mit ihrem alten Gesicht und den zerrissenen Strümpfen weiter, die Grenadierstraße hinauf in Richtung Norden.

Ein paar zerlumpte Kinder spielten auf dem Pflaster, einer der Bengel besaß ein klappriges Fahrrad und ließ seine staunenden Bewunderer einen nach dem anderen aufsteigen

und eine Runde drehen. Nur wenige der Kinder trugen Schuhe, die meisten waren trotz der kühlen Herbstluft barfuß.

Eine etwas schmutzige Frau kam vorbei. Sie schob einen Kinderwagen, dessen Futter einst weiß gewesen war, doch jetzt, nach den unzähligen Sprösslingen der ganzen Nachbarschaft, die darin gelegen hatten, starrte der Musselin vor Dreck.

«Annegret, *Mamele!*», rief eine andere, schwarz gekleidete Frau ihr zu, die gerade ihren Kopf aus einem der Fenster über dem Milchgeschäft streckte. *Eier, Milch, Käse, Butter* stand in weißen Lettern auf die Steine geschrieben, daneben versprach ein Schild: *koscher*. Eine lange Menschenschlange hatte sich gebildet – seit man für ein Brot mehrere Milliarden Mark bezahlen musste, kamen die Verkäufer in den Läden kaum nach mit dem Geldzählen, und die Geduld der Kunden wurde auf eine harte Probe gestellt.

Heute war Sonntag, doch nicht alle Geschäfte hielten sich an die Sonntagsruhe, denn für jüdische Ladenbesitzer war dies ein gewöhnlicher Wochentag.

«*Masel tov, Annegret! Wie geht es deinem lib Eyngl?*»

«Guten Tag, Rivka», antwortete die junge Mutter und schob den Kinderwagen näher an die Hauswand, um einen Plausch mit der Bekannten zu halten. «Gut geht es dem kleinen Helmut.»

«Ist ja auch keine Kunst.» Rivka lachte und beugte sich weiter aus dem Fenster, um das Kind besser in Augenschein nehmen zu können. «Den ganzen Tag so eingemummelt in seiner Schiebkarre und bekommt immer genug zu essen. Wenn

er erst bei deinem Mann in der Zigarrendreherei malochen muss, wird er sich noch umgucken.»

«Aber bis dahin ist viel Zeit», sagte die Mutter und strich ihrem Kleinen liebevoll über die Wange.

Wieder lachten die Frauen, ein anheimelndes Geräusch, das hell über die graue Straße klang. Tamar beneidete sie um ihre Freundschaft, die selbstverständliche Vertrautheit zwischen zwei Frauen, die sich schon lange kannten und deren Leben, trotz ihrer unterschiedlichen Herkunft, in ähnlichen Bahnen verlief. Schwer war dieses Leben, das sah man, voller Arbeit und Entbehrung. Doch wenigstens wussten sie, wer sie waren. Und wer sie in Zukunft sein würden.

Tamar ließ ihren Blick weiter über die Straße schweifen. Geschäft reihte sich an Geschäft, hebräische und deutsche Schriftzüge riefen den vielen vorbeieilenden Passanten zu, was man in den Läden kaufen konnte. Vor der großen *Essigfabrik Franz Heinn* stand ein leerer Kremser, man hatte wohl neue Fässer gebracht. Bei *Carl Dietrichs Gemischtwaren* gab es Kaffee, Zucker, Tee und *Sämtliche Artikel zur Wäsche*, wie es auf einem verrosteten Schild hieß. Vor einer Destillation stand eine Gruppe russischer Männer und ließ eine Flasche kreisen. Orthodoxe Juden zogen an Tamar vorbei, mit langen Bärten und Mänteln, sie folgten ihrem Rabbi in eine der vielen *Stiblech*, Gebetsstuben, die das Viertel durchzogen wie Waben einen Bienenstock. Es war Zeit für das tägliche Mittagsgebet.

Ein Windstoß fegte raschelnd ein paar trockene Blätter und eine alte, zerrissene Zeitung über die Straße. Eine Schlagzeile

lautete: *Schwarze Reichswehr bedroht Hauptstadt.*

Tamar fröstelte. Sie konnte mit der Nachricht nichts anfangen, doch die Worte machten ihr Angst. Deutsche Worte waren oft kalt und hart, so schartig wie die Eisblöcke, die im Sommer in die Wohnungen getragen wurden, um dort die Lebensmittel frisch zu halten. Sie zog den dunklen Wollmantel, der mehr aus Flicken denn aus Gewebe zu bestehen schien, enger vor der Brust zusammen. Rasch prüfte sie, ob das Tuch noch ihr langes schwarzes Haar bedeckte, wie ihr Ehemann es von ihr erwartete, und schaute erneut Richtung Himmel.

Da, wo sie herkam, war das Licht nicht ein solch verschmutztes Grau gewesen. Es war weich und lag selbst im Herbst lieblich auf den weißen und goldenen Dächern von Smyrna in Kleinasien. Vom Meer, das türkisblau in der Sonne glitzerte, kam ein zarter Hauch herübergeweht, salzig und süß zugleich. Und die Schiffe aus aller Welt hatten im Hafen gelegen und ihre bunte Fracht ausgespuckt wie der Wal den verblüfften Jona. Doch das war in einer anderen Zeit gewesen, in einem anderen Leben. Nicht einmal ihren Namen hatte sie damals schon getragen, war nicht Tamar Rothmann gewesen, sondern Anahit, eine andere Frau. Eine Frau mit einem Platz, an den sie gehörte, eine Frau mit einem Herzen, das stetig schlug und nicht schmerzte wie eine Wunde.

Aber ihre Stadt gab es nicht mehr, sie war vor ihren Augen niedergebrannt bis auf die Mauern, war zu Asche zerfallen. Und das Meer, das gegen die Hafenmauern schlug, war rot gewesen vom Blut der Armenier, ihrer Leute.

Sie dachte an ihre Mutter, auch wenn ihr das schon wieder Tränen in die Augen trieb, die sie hastig fortwischte. Was hatte sie immer gesagt? *Eine schöne Frucht bist du, weich und süß wie die Datteln, mit einem festen Kern. Vergiss das nicht.* Tamar lächelte unter Tränen. Wie hätte sie es je vergessen können? Es war das Letzte, was sie von ihrer Mutter gehört hatte. Heute aber kam es ihr so vor, als wäre dieser Kern, ihr Herz, zu Stein erstarrt in ihrer Brust.

Außer wenn Zvi in der Nähe war, dachte sie und spähte ungeduldig durch die verschmutzte Scheibe des Geschäfts, vor dem sie wartete. Doch von ihrem Ehemann war nichts zu sehen.

Über der Tür schaukelte ein Schild mit hebräischen Buchstaben im Herbstwind und quietschte leise. Drei Männer mit Hüten standen davor, etwas abseits von ihr. Sie rauchten Pfeife und unterhielten sich in dieser merkwürdigen Sprache, die Tamar auch nach Monaten im Scheunenviertel nur schlecht verstand. Es war Jiddisch, voller langer *i*-Laute, voller gehauchter *chs*, die im Rachen steckenzubleiben schienen. Und doch hatte die Sprache Ähnlichkeit mit dem Deutsch, das ihren Ohren mittlerweile viel vertrauter war. Deutsch, das hatte sie auch nach ihrer Flucht aus Smyrna in Galizien gesprochen, wo die meisten zwar heute Polnisch redeten, doch wo das Deutsch nicht vergessen war. Deutsch, das war die Sprache ihrer Liebe. Ihre Sprache mit Zvi.

Wo blieb er nur?